

Acht Weihnachten.

Erstes Bild.

Wie Fritzchen auf das Christkind wartete.

Der Sturm rüttelt am Dachfenster und fegt Schauer feiner Schneestäubchen gegen die Scheiben. Solch' ein Decembersturm kann sehr, sehr unbarmherzig sein. Er will partout kein Einsehen damit haben, daß der Ofen abgekühlt und das Brennholz rar ist. Er bläst seinen eisigen Hauch durch Thürspalten und Schlüsselloch, durch Fensterritzen und Holzwände und wie zum Hohne macht er heulende, saufende, pfeifende Musik dazu.

Die Lampe brennt trübe. Man darf sie nicht zu hoch emporschrauben, denn das Oel ist theuer.

Da sitzt sie in ihrem verschossenen Trauerkleide, hüstelnd über das Nähzeug gebeugt, ihre gerötheten Augen folgen müde der emsigen Nadel und nur von Zeit zu Zeit werfen sie einen verstohlenen Blick nach dem vergitterten Kinderbettchen, das in der dunkelsten Ecke des ärmlichen Mansardenstübchens steht.

Dann sinkt die emsige Hand ruhend in den Schooß, und über das bleiche, vergrämte Angesicht huscht ein sonniges Lächeln. Doch nur für einen Augenblick, dann ist das Lächeln verschwunden und die Nadel arbeitet weiter.

Jetzt rührt sich's hinter dem Gitter. Sie steht rasch auf und beugt sich über das Bettchen hin. Da liegt der kleine, blonde Krauskopf, hat die Augen fest geschlossen und schläft, was er schlafen kann. Sie haucht einen leisen Kuß auf die rothen Wangen, zupft noch ein wenig die Kissen zurecht und eilt an ihre Arbeit zurück.

„Gott sei Dank, daß er eingeschlafen ist“, sagt sie leise

vor sich hin. „Jetzt kann ich ihm wenigstens in Ruhe den Baum ausputzen“, und ein wehmütig lächelnder Seitenblick gleitet nach dem entgegengesetzten Winkel des Stübchens, wo auf einem wurmstichigen Bretterstuhle ein mit grauem Tuche verhülltes geheimnißvolles Etwas steht. „Ob ich's jetzt gleich thue?“ fährt sie fort. „Ach nein, er schläft so süß, Wozu ihn wecken? Besser ist's, ich mache zuerst die Arbeit fertig, sonst wird's zu spät und ich schlaf' am Ende darüber ein.“ Sie preßt für einen Moment die Rechte auf die schmerzende Brust, dann rückt sie hastig den Fingerhut zurecht, um weiter zu schaffen.

Doch kaum hat sie den Blick auf das Nähzeug niedergesenkt, da öffnen sich, anfangs vorsichtig blinzeln, zwei große, leuchtende Kinderaugen und starren hinter dem Gitter hervor, zuerst nach der nähernden Mutter, dann nach dem geheimnisvollen, grauen Etwas, das in der fernsten Ecke steht.

Heute ist Christabend, das weiß er ganz genau, der kleine Hemdenmatz. Die Mutter hat ihm ja seit vier Wochen alle Abend vor dem Schlafengehn davon erzählt, hat ihm erzählt von dem lieben Christkindlein und den leuchtenden Weihnachtsbäumen, von den blanken Spielsachen und den schönen Nüssen und Aepfeln auf dem Weihnachtsteller. Er hat davon geträumt schon unzählige Male, hat auch das Christkindlein heut auf dem letzten der Sonnenstrahlen zur Erde hinunter fahren sehen. Er hatte sehr große Angst ausgestanden, daß es den verpassen würde, denn die Mutter hatte heute mit traurigen Lächeln gesagt, wenn das Christkindlein sich im Himmel versäume und den letzten Sonnenstrahl abreisen lasse, ohne sich darauf zu setzen, dann könnte es nicht mehr auf die Erde herab und die Menschen dürften dann auch keine Weihnachten feiern.

Dabei hatte sie einen sehr traurigen Blick in ihr Portemonnaie geworfen und war mit einem farbigen Kleide unter dem Arme von dannen gegangen, nachdem sie ihm in Hinblick auf das Christkindlein Artigkeit dringend anempfohlen hatte.

Er aber war auf das Fensterbrett geklettert, was mit Hülfe von Schemel und Stuhl schon zur Noth gelang und hatte in die Wolken gestarrt, um des Christkindleins Kommen zu erwarten. Der Schnee stob durch die Luft, und vor der Sonne hingen graue Wolken. Christkindlein hatte also keine Fahrgelegenheit und mußte oben bleiben. Das war doch wirklich ein Jammer! Es grämte sich sehr darüber und weinte bittere Thränen. Da plötzlich flammte es purpurn die Dämmerung. Ein Sonnenstrahl! Hurrah! ein leibhaftiger Sonnenstrahl! Nun wußte er, daß das Christkindlein gekommen war, und als Mama mit einem mächtigen, großen, verhüllten Ding in der Hand nach Hause kam und ihm glückstrahlend erzählte, das Christkindlein weilte schon auf der Erde, es sei ihr unten auf der Straße begegnet, da war er gar nicht überrascht, er wußte es ja am besten.

Und dann hatte sie den großen verhüllten Gegenstand in jenem Winkel niedergesetzt und ihm verboten daran zu rühren, „denn das hat mir das Christkindlein mitgegeben“ sagte sie, „es will aber selber das Tuch abnehmen“, und hierauf hatte sie auch noch allerhand Düten und Päckchen unter dem Mantel hervorgezogen, dieselben aber sofort in dem Kleiderschrank verschlossen, dann war sie auf's Neue an die Arbeit gegangen. Er hatte sich auf den Schemel zu ihren Füßen niedergesetzt und geduldig zu warten angefangen bis das Christkindlein käme.

Eine Stunde nach der andern verrann.

„Wann kommt das Christkindlein, Mama?“

„Das weiß ich nicht mein Kind, aber spätestens wenn Mama mit dem Kleide fertig ist.“

So war es Schlafenszeit geworden. „Geh zu Bette, mein Fritzchen, wenn das Christkindlein kommt, will ich Dich wecken“, sagte Mama.

„Aber ich möchte gerne aufbleiben und auf das Christkindlein warten.“

„Das geht nicht, mein Jungen; wenn Du nicht gehorsam bist, dann kommt es garnicht.“

So hatte er es sich denn ruhig gefallen lassen, zu Bette gebracht zu werden, denn „was thut man nicht, um dem Christkindlein zu Willen zu sein“ hatte er sich gesagt, aber als er das hergebrachte Abendgebet hersagen sollte, acurat so als wenn es heut ein Abend wäre, wie jeder andre Abend, da hatte ihn Groll und Wehmut übermannt und er hatte laut zu weinen angefangen.

„Weißt Du was, Fritzchen?, sagte da die Mama, „das Christkindlein meinte heute: „wenn er aber beim Zubettegehen weint und nicht einschlafen will, so komm ich gar nicht.“

Da hatte er einen Schreck bekommen und den Entschluß gefaßt, sofort einzuschlafen. Zuerst hatte ihm die Mama noch einmal das feste Versprechen geben müssen, ihn auch ja aufzuwecken, wenn das Christkindlein käme, dann hatte er die Augen fest zugeedrückt und fortan kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben.

Das Oel in der Lampe surrte, der Fingerhut klapperte, der Sturm heulte, die Uhr machte „tick, tack, tick, tack“, und weiter war nichts zu hören, kein leises Klopfen an der Thür, kein Flügelrauschen vor dem Fenster, - nichts zu hören, als

nur von Zeit zu Zeit Mama's böser Husten.

Mit dem Einschlafen wollt's nun einmal nicht gehen, also war auch das Augenzumachen überflüssig. Nur durfte beileibe Mama nicht wissen, daß er wachte, sonst wär's mit des Christkindleins Kommen vorbei gewesen. -

Eine Stunde vergeht nach der andern.

Der Sturm heult, die Mama näht, die Uhr macht ihr langweiliges „tick, tack.“ Vom Christkindlein nichts zu hören und zu sehn. Bisweilen ist's ihm, als sieht er draußen vor dem düsteren Fenster etwas Weißes, wie ein Engelskleidchen, aber beim näheren Hinschauen ist's nichts als eine stärkere Schneewehe, die gegen die Scheiben saust. -

In der Ecke steht der graue, verhüllte Gegenstand, den das Christkindlein heute der Mama gegeben. Was mag der sein? - Seitdem er nämlich im Zimmer steht, giebt's darin einen so eigenthümlichen Duft wie in dem grünen Walde, in dem er früher oft gewesen war, bevor sie den Papa in das tiefe, tiefe Grabloch hineingesenkt hatten. Ob das der Weihnachtsmann sein mag, von dem ihm die Mama in jüngster Zeit so oft erzählt hat und auf den er von voriger Weihnacht her noch eine ganz, ganz unklare Erinnerung besitzt, als von einer unbegreiflichen, lichtstrahlenden Herrlichkeit? Aber nein! dieses unscheinbare, grauverhüllte Ding kann mit jener blendenden Pracht unmöglich etwas gemein haben.

Bisweilen hatte er nicht übel Lust an seiner Zuversicht auf das Christkindlein irre zu werden, aber jedes Mal mußte er sich dann daran erinnern, daß ja ein Pfand desselben schon groß und breit in der Ecke stände, denn wenn das Christkindlein nicht wirklich kommen wollte, warum hätte es

denn der Mama jenes Ding mitgegeben? so calculierte er.

Und die Mama, die saß so ruhig da und nähte und nähte, als wär's ein Abend wie alle anderen Abende. Doch nein, etwas anders benahm sie sich doch! Sie schaute oft mit traurigem Lächeln zu ihm herüber, und sah kopfschüttelnd nach der alten, langweiligen Wanduhr empor, und dann flog die Nadel noch einmal so rasch durch ihre Finger.

So war's am Anfange. Später nicht mehr. Da saß sie oft da, die müden Hände in den Schooß gelegt und holte tief und langsam Athem, als bekäme sie keine Luft mehr, oder sie kühlte sich die rothen Augen mit einem Leinwandläppchen, das sie vorher in einen Teller mit kaltem Wasser tauchte. Auch schauderte sie oft zusammen, als wenn sie fröre. Wenn sie sich so eine Weile hatte gehen lassen, fuhr sie immer wieder erschrocken auf und versuchte um so emsiger weiter zu nähen. Allein immer kürzer wurden die Arbeitsfristen, immer länger die Pausen der Erholung und zuguterletzt ließ sie gar das Nähzeug aus der Hand sinken und legte den Kopf auf den Tisch, als wollte sie schlafen.

Aber sie mußte heftig husten, und das ermunterte sie auf's Neue. „Herr Gott“, sprach sie erschreckt vor sich hin, „fast wär' ich eingeschlafen! Das wäre eine schöne Bescherung geworden, wenn die Nachbarin morgen früh kommt und ihr neues Kleid haben will. Wovon sollten wir denn die nächsten Tage leben?“

Und sie nähte weiter. Fritzchen aber schaute nach wie vor mit heißen Blicken hinter seinem Gitter hervor.

„Jetzt ist es sicher bald da, das liebe Christkindlein“, sagte er sich und wartete weiter.

Es schlug Mitternacht, es schlug ein Uhr, die Mutter nähte noch immer, zwar langsam ging es, sehr langsam, und immer wieder mußte sie sich aufraffen, wenn ihr die Augen zugefallen waren, aber sie hielt sich doch und endlich, endlich - die Uhr ging stark auf zwei - da war sie fertig.

„Ach mir ist sehr, sehr schlecht“, sagte sie leise vor sich hin. „Das Fieber steckt mir im Gebein, ich fürchte, die Nachtwachen der letzten Wochen haben mir den Rest gegeben.“

Sie faltete das vollendete Kleid sauber zusammen und stützte die Stirn sinnend in die arbeitsmüde Hand.

„Aha!“ dachte Fritzchen in seinem Bette. „Jetzt ist sie fertig. Jetzt muß das Christkindlein kommen. Mama hat's selbst gesagt.“ Er richtete sich lauschend empor, denn nun konnte es ja jeden Augenblick schon an die Thür klopfen. Leise sagte er sich das kleine Gebet her, das die Mama ihn für diesen Fall gelehrt hatte, er sagte es zum zweiten, zum dritten Male, denn das Christkindlein mußte würdig empfangen werden. Er konnte die Verse „wie Wasser“, daran war kein Zweifel mehr, das Christkindlein würde schon zufrieden sein, aber, aber - es kam nicht.

Jetzt regte sich die Mama und wandte den Kopf her. Schnell niedergelegt und die Augen geschlossen!

„Wie süß er schläft“, sagte sie leise, „er träumt gewiß vom Christkindlein.“ - Mein Gott! Ich muß ihm ja den Baum noch putzen! Ich muß, ich muß, wenn ich auch die Glieder kaum regen kann! Es wird ja wohl die letzte Weihnacht sein, die ich bei ihm bin. Und wer weiß, ob ihm im nächsten Jahre ein Christbaum brennt!“

Da fing sie an zu weinen und weinte und schluchzte immer

mehr, und Fritzchen hinter dem Gitter des Bettes mußte mit weinen, wenn auch ohne zu wissen, warum? aber er bezwang sich und schluckte die Thränen tapfer hinunter, denn „wird` ich noch ertappt, so kommt das Christkindlein doch nicht“, dachte er.

Und als die Mutter geweint hatte, da schloß sie die schmerzenden Augen und ließ ihr müdes Haupt über die Lehne des Stuhles zurücksinken. Zwei, drei Mal machte sie den Versuch, sich wieder aufzuraffen, allein die Müdigkeit hatte sie überwältigt. Sie hatte nicht mehr die Kraft dazu.

„Ich glaube, sie schläft“, sagte Fritzchen. „Ach Gott, ach Gott, was soll daraus werden, wenn nun das Christkind kommt? Findet er uns Beide im Schlaf, so könnt's leicht wieder von dannen gehen. Also muß ich wach bleiben.“

- - - - -

Die Uhr macht „tick tack“, der Sturm heult, das Oel in der Lampe surrt und brodelt, ein Zeichen, das sie dem Verlöschen nahe. Und nun verlöscht sie wirklich, finster wird's. Mama schläft fest, bang und schwer hallen ihre Athemzüge durch das stille Gemach.

Fritzchen hat sich im Bette aufgerichtet und starrt brennenden Auges in die Dunkelheit, er wartet noch immer. Jetzt horcht er auf, denn ihm ist, als höre er in den Lüften das Rauschen von Engelsflügeln. Ja, du hast recht gehört, mein Kind, doch nicht der Weihnachtsengel, nicht das Christkindlein ist's, das über dem Hause schwebt, was du rauschen hörst, sind die Fittiche des - Todessengels.

Zweites Bild.

Der Mann von der Hampelmann-Börse.

Juchhe! das Geschäft blühte. „Stück für Stück einen Groschen! Generäle und Bediente einen halben Groschen mehr, wegen der goldenen Schnüre. Kauft Hampelmänner, meine Herrschaften, Ham - pel - män - ner!“

Die Glocken im Dome fingen an zu läuten. Die kleinen Glocken sangen „bim, bam“ und die große brummte „bum“. Dazu die Schellengeläute der Schlitten und das Geklingel der Verkäufer auf dem Weihnachtsmarkt! Das war eine Musik, eine Musik, sag' ich Euch!

Und nun erst das schöne Orgelrauschen aus dem Dome! In Schaaren kamen die Beter herangezogen und drängten begierig nach dem erwärmten Innern, aus dem ein großer, großer Weihnachtsbaum ihnen festlich entgegenstrahlte! Ja, da war's wirklich ein Vergnügen, fromm zu sein!

Im Schatten der großen Freitreppe des Domes war eine räthselhafte Gesellschaft versammelt, bestehend aus Knaben jeglichen Alters, vom halbwüchsigen Confirmanden bis zum kaum flüggen Nestküchlein herunter. Man hätte sie für jugendliche Missethäter halten mögen, so ängstlich verkrochen sie sich unter den Treppenstufen, so vorsichtig spähten sie nach lauernden Polizisten.

Welch' geschäftiges Gewühl! Wie im Bienenstock ging's aus und ein. Es wurde gefeilscht und gehandelt und die Kupfermünzen wanderten in Fülle von einer Hand zur andern. Wir sind an der - Hampelmann-Börse. Ja, das war eine regelrechte Börse mit Maklern und Aeltesten, mit Hausse und Baisse, mit Spekulation und Schwindel. Hierher kamen die Detailhändler,

die bei dem großartigen Geschäfte des heiligen Abends ihren Vorrath auf dem Weihnachtsmarkt schnell losgeworden waren, um bei den Grossisten ihr Warenlager neu zu füllen, den Grossisten, die so vornehm waren, daß sie sich nur mit dem Kleben der Pappe und dem Einziehen der Strippen zu beschäftigen brauchten und den Verkauf auf den Straßen anderen, ärmeren Knaben überlassen durften.

Ja, diese Engroshändler waren furchtbar angesehen in dem Reiche des Hampelmännerverkehrs, die reinen Börsenbarone, es waren auch meist die größten und stärksten und wußten ihr Ansehen am besten durch rechts und links ausgetheilte Püffe und Katzenköpfe zu wahren.

Zu einem dieser Herren Jungens, der einen bunten Schawl um den Hals und sogar Fingerhandschuhe auf den Händen trug, und der sich darauf nicht minder zu gute that, wie ein junger Bankier auf seine Brillanten und seine Tänzerin, drängte sich ein zerlumpter, verfrorener kleiner Bursche und bat demüthig um ein halb Dutzend Stück neuer Waare, die er auch ausgeliefert bekam, doch erst, nachdem er die nöthige Anzahl Kupfermünzen aus seinen Taschen hervorgesucht und seine Quittung in Gestalt einer solennen Tracht Prügel von dem großmüthigen Verkäufer erhalten hatte.

„Seht, der Lumpenfritz macht gute Geschäfte“, sagte einer der Zuschauer, auf den kleinen Käuferweisend, und diese Bemerkung genügte, um den Neid der übrigen Rangen zu wecken, der sich sofort Luft machte, indem man von allen Seiten auf ihn losschlug.

Weinend suchte er die Weite, doch kaum war er aus dem gefährlichen Bereich, als auch schon sein melancholischer Ruf:

„Hampelmänner, kauft Hampelmänner!“ über den Weihnachtsmarkt hinhallte.

„Den „Lumpenfritz“ hatten die Andern ihn genannt, und sie hatten Recht gehabt. Seine Kleidung war ein klägliches Lumpenhäuflein, in den Schuhen klappten breite Risse und durch die Löcher der Strümpfe guckten die nackten Beine hervor.

Ihn fror sehr, den kleinen Kerl. Wohl verbarg er die blaugefrorenen Fäuste in den Hosentaschen, wohl nestelte er den Kopf bis über die Ohren in den Kragen der Jacke hinein, es half Alles nichts.

Ja freilich, gute Geschäfte hatte er nicht gemacht, wiewohl die Jungen ihn aus Neid geprügelt hatten, denn noch immer fehlte ihm eine erkleckliche Summe an dem Gulden Reingewinn, den er heimbringen mußte, wenn er nicht als Weihnachtsbescheerung den Rohrstock seines Pflegevaters kosten wollte.

Der lag daheim in der kalten Kammer auf dem Strohsack und wartete auf seine Wiederkehr, um sich dann aus dem Erlös den Magen zu erwärmen.

Er zählte frostzitternd seine Barschaft und zog dann rufend weiter. Allein das Geschäft war matt geworden, es war nunmehr 8 Uhr, die Stunde, in welcher in den meisten Familien die Bescheerung stattfindet, und auf dem Markte wurde es leerer und leerer. Auch fing die Concurrrenz an eine drückende zu werden, denn wo er sich sehn ließ, wurde er von seinen älteren und stärkeren Kollegen mit Püffen zurückgedrängt.

Auf dem Weihnachtsmarkt blühte ihm das Glück nicht mehr, das war nun klar und darum bog er seitwärts in einer der stillen, einsamen Straßen, wo die reichen Leute in ihren

stolzen Palästen abseits vom Geräusch der Handelswelt ihr sorgenloses Leben verträumen. Vielleicht daß ihm hier ein wohlwollender Wanderer aus Mitleid seinen Vorrath abkaufte.

„Hampelmänner, kauft Hampelmänner“, rief er einer Zofe entgegen, die kokett die Straße entlangtänzelte.

„Auch hier schon treiben sich die aufdringlichen Betteljungen herum“ rief sie ihn an. „Mach' daß du fortkommst!“ Und damit war sie vorüber. Das war ein schlechter Anfang.

Dann kamen ein paar glänzende Equipagen. Er versuchte nachzulaufen, aber sie fuhren ihm zu schnell, und alsbald mußte er von seinem Beginnen abstehen.

Jedenfalls hatte ihn das Laufen etwas erwärmt, und darum fand er Muth, sich seine Umgebung etwas näher anzusehn.

Wie stolz und ruhig lagen die Paläste und Villen der reichen Leute hinter den vergoldeten Gittern ihrer Gärten! Wie herrlich strahlte das Licht der Kronleuchter aus den Prunkzimmern!

Hie und da schimmerten noch die Kerzen eines Christbaumes.

Vor den hohen Spiegelfenstern einer Villa, aus denen der Weihnachtliche Glanz gar bezaubernd auf die dunkle Straße hinausleuchtete, machte er Halt, klammerte sich an das Gartengitter und reckte den Hals aus, um Alles, Alles zu überschauen.

War das eine Pracht! War das eine Pracht!

Wie ein Held in goldener Rüstung stand der Christbaum da, ringsum auf einer weißgedeckten Tafel standen Berge von Spielsachen, Teller mit Süßigkeiten und viele andere Herrlichkeiten, die er nie mit Augen geschaut hatte.

„Ach wer das einmal so ganz aus der Nähe ansehen könnte!“ seufzte er vor sich hin.

Auch ihm hatte in seinen frühesten Jahren ein Christbaum gebrannt, aber davon hatte er keine Erinnerung mehr, denn Vater und Mutter waren nun schon lange todt, und seitdem - ach seitdem! -

Ihm wurde sehr weh zu Muth, und darum setzte er sich auf die Treppe des Palastes und weinte vor sich hin.

Wie er so auf der Schwelle niedergekauert dasaß, den Kopf in den Armen vergraben, fiel plötzlich ein heller Lichtschein von der Thür aus auf den beschneiten Vorplatz. Ein Flügel des Portals öffnete sich, und lachende Stimmen wurden laut.

Ihn überfiel eine große Angst, denn wenn man ihn bemerkte, würde man ihn ja mit Schimpf und Schande aus dem Garten jagen, so kalkulierte er. Wohl war er an dergleichen gewöhnt, aber heute am Christabend hätt's ihm doppelt weh gethan. Scheu drückte er sich in die dunkelste Ecke des Portals und harrete der kommenden Dinge.

Zwei, drei in Pelze gehüllte Gestalten schritten an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken.

„Adieu Onkel, adieu Tante“, ertönte eine helle Kinderstimme aus der Hausflur hinter ihnen her, und im nächsten Momente schoß ein kleines, in Weiß gekleidetes Mädchen blitzschnell zur Thür hinaus, hinter den Scheidenden her, hing sich der einen Dame um den Hals und küßte sie recht herzlich ab.

„Ella, komm zurück, mein Engel, Du wirst Dich erkälten“, ertönte eine ängstliche Frauenstimme aus der Hausflur.

Ella machte sich gehorsam auf den Rückweg. Nun mußte sie wieder an dem Lumpenfritz vorüber. Der stand wie versteinert in seinem Versteck und starrte das zarte, kleine Wesen an, das ihm mit seinen schlohweisen blaubebänderten Kleidchen, mit seinen strahlenden Augen und seiner goldblonden Lockenfluth wie eine leibhafte Himmelserscheinung vorkam. Akkurat so hatte er sich den Weihnachtsengel immer vorgestellt.

Jetzt blieb sie steh'n - sie hatte die dunkle Gestalt bemerkt, die so verdächtig im Hausthürwinkel kauerte - ein leiser Aufschrei - dann huschte sie hinein.

„Mama, Mama, da steht `was!“

„Wo, mein Kind?“

„Draußen, in der Thür, Mama! Ach ich hab' solche Angst, Mama.“

„Johann, sehn sie nach.“

Unserm Lumpenfritz will das Herz stille steh'n vor lauter Bangen - im nächsten Augenblick erscheint ein Diener mit der Lampe vor ihm. Er wird am Kragen gefaßt und in die Hausflur gezogen.

Da steht sein kleiner lichter Weihnachtsengel und versteckt sich ängstlich hinter dem Kleide einer schönen vornehmen Dame, die beruhigend die Hand auf des Kindes Locken legt und mit gar gütigem Lächeln auf den blaugefrorenen, angstzitternden Lumpenfritz herniederschaut.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“ fragt sie.

„Fritz“, erwidert er, schon etwas muthiger.

„Wer ist Dein Vater?“

„Ich habe keinen Vater.“

„Und was machst Du da draußen?“

„Ich verkaufe Hampelmänner.“

„Aber was wolltest Du hier vor der Thür?“

Da fängt er an zu weinen, denn nun würd's ihm an den Kragen geh'n, so denkt er, und erst als die Dame ihm gar freundlich zugeredet, da gesteht er, wie er den Weihnachtsbaum habe brennen seh'n und wie er dann müde geworden sei und sich auf der Schwelle hab' ausruhen wollen.

„Siehst Du, Ella“, sagt die freundliche Dame, indem sie des Mädchens Wange streichelt, „der arme Knabe hat keinen so schönen Weihnachtsbaum wie Du.“

„Ach, Mama, dann lass' ihn nach oben kommen. Ich will ihm meinen zeigen“, sagt die Kleine, die sich schon ein wenig hervorgewagt hat.

„Ich weiß nicht, mein Kind, ob der Papa -“

„Ach, wenn ich ihn sehr bitt'! Er wird nicht böse sein. Bitte, bitte, liebe, süße Mama!“

„Nun, meinetwegen“, sagt die Mama, „und dann darfst du ihm auch einen Weihnachtsteller bescheeren.“

„Ach, das ist prächtig“, jubelt das Kind und klatscht in die Hände, dann wendet es sich zu dem Lumpenfritz und sagt mit Gönnermiene: „Komm!“ und leiser fügt's hinzu: „Fürcht' Dich nur nicht vor dem Papa. Er wird nicht schelten.“

- - - - -

Was nun geschieht, ist wie ein Traum, ein seliger, berauscher Traum. - Eine breite Marmortreppe geht's empor. Seidene Vorhänge thun sich auf, ein Meer des Lichts fluthet um ihn her - ihm schwindelt - die Sinne drohen ihm zu vergeh'n - sein Weihnachtsengel muß ihn bei der Hand nehmen, sonst wäre er wie erstarrt auf der Schwelle stehen

geblieben.

Dann, mitten in aller Herrlichkeit, überläuft ihn ein Frösteln, denn er sieht sich unter dem Banne zweier grauer, kalter Augen, die ihm mit durchdringendem Blick anstarren, er hört Ella's schmeichelnde Stimme: „Papachen, gut sein, den armen Knaben schickt uns das Christkindlein“. Dann wird es wieder licht und warm ringsum - er sieht sich unter einem riesengroßen, blitzenden Weihnachtsbaum. Berge von Spielsachen thürmen sich ringsum auf - er schaut das Alles undeutlich, wie durch einen Schleier hindurch, er hat eine dumpfe Empfindung, als stopfe man ihm wunderbare, nie gekannte Leckereien in den Mund, als höre er eine himmlische Musik, als wandle er zwischen märchenhaften Bäumen mit großen seltsamen Blättern und glühendrothen Blumen, und Alles verschwimmt zu einem ungewissen, unnennbar schönen Traumgebilde.

- - - - -

Die kalte Winterluft erweckt ihn. Er steht auf der nächtigen, beschneiten Straße und hält ein großes Packet unter dem Arme, das ihm die gütige Frau draußen auf der Marmortreppe übergeben. Ihre letzten Worte waren: „Nun geh' getrost, mein Sohn. Für Dich soll gesorgt werden“, die hallen ihm noch wie eine himmlische Verheißung in den Ohren.

Drittes Bild.

Aus Kindern sind Leute geworden.

Lieber Friedrich!

Mit Vergnügen habe ich dein Zeugnis gelesen und daraus ersehen, daß du nunmehr der Erste in der Ober-Secunda bist. Auch Dein Pensionsvorsteher weiß nur Günstiges von Dir zu berichten. Das ist recht, mein Sohn, fahre so fort. - Einigermassen verwundert war ich, zu hören, daß Du Deine Weihnachtsferien zu einer Reise hierher benutzt hast. Mag's gut sein! Du hattest gewiß Sehnsucht, armer Junge, Deine Vaterstadt wiederzusehen. - Es hat mir aufrichtig leid gethan, daß ich dich bei Deinem Besuche nicht habe empfangen können, komme also heute Abend zur Weihnachtsbescheerung zu uns. Doch rathe ich Dir, Dich bei meinem Gatten noch besonders für die Erlaubnis zu bedanken. - Es sind inzwischen 4 Jahre verflossen, seit wir Dich nicht gesehen haben. Du wirst wohl unterdessen ein erwachsener junger Mann geworden sein, ebenso wie Deine einstige Gespielin Ella eine junge Dame ward. Es ist natürlich, daß Du dieser Veränderung auch in Deinem Benehmen Rechnung tragen wirst, insbesondere wünscht mein Gatte, daß das geschwisterliche „Du“, das bislang zwischen euch Sitte war, mit einer passenderen Anrede vertauscht würde.

In Wohlwollen

Deine mütterliche Freundin

A. S.

Er liest das Blatt einmal, zweimal, verbirgt's in seiner Rocktasche, holt's hervor und liest es wieder. Dann preßt er die glühenden Wangen an die eisbedeckten Fensterscheiben, läuft in dem ärmlichen Zimmer umher wie ein Besessener und

zählt die Minuten auf der tickenden Wanduhr.

Drei Uhr erst, noch zwei Stunden also mindestens!

Und was ist unter solchen Umständen die Ewigkeit gegen zwei Stunden?

Er drückte die kleine Sammetmütze auf seinen Krauskopf, und eilt auf die Straße hinunter, um die Zeit durch Umherschlendern zu tödten.

Er wendet sich hierhin und dorthin, aber immer wieder endet sein Weg in der vornehmen Villenstraße, die abseits vom Geräusch des Marktes in beschaulichem Frieden daliegt. Immer wieder wandert sein Blick zu den Spiegelfenstern des stolzen Palastes empor, auf dessen Schwelle er heute vor acht Jahren niedergekauert war.

Es schlägt vier Uhr, da hält er sich nicht länger. Rasch reißt er die Gartenpforte auf und schellt am Portal.
-

Der Portier öffnet und späht vorsichtig zu ihm empor.

„Ei, Herr Fritz, Sie sind's! Schau mal an, wie groß geworden, was wird da das gnädige Fräulein sagen?“

So ruft der treue Wächter des Hauses, ihm durch das Guckfensterlein die Hand reichend. Das Herz pocht ihm hörbar, wie er die Marmortreppe emporsteigt. Er schaut umher. - Noch Alles, wie's vor vier Jahren gewesen. Hier die Broncestatue, dort die Palmengruppe, selbst der Teppich auf den Marmorfliesen ist derselbe geblieben. Wie vertraut ist Alles und doch, wie fremd! Ein Gefühl der Bitterkeit überschleicht ihn. „Gehör' ich hierher in diese Welt des Glanzes und der Ueppigkeit, ich, die arme Waise, ich der Lumpenfritz“, so murmelt er vor sich hin, dieweil

er Umschau hält. Wie still und einsam ist Alles in dem vornehmen Hause! Keine Menschenseele läßt sich blicken und kein Laut dringt an sein Ohr! Ernst und ehrwürdig schauen die Marmorsäulen der Vorhalle auf ihn nieder, und durch die buntfarbigen Fenster dringt in magischem Schimmer glührothes Dämmerlicht. -

Nun schellt er an der Corridorthür. - Niemand kommt - er schellt zum zweiten, zum dritten Male. Ebenfalls ohne Erfolg. Die Bedienten haben wahrscheinlich in den Salons zu thun, und dorthin dringt der Laut der Glocke nicht.

Da endlich nahen Schritte, leichte fliegende Schritte, die Thür geht auf, eine hoch aufgeschossene Mädchengestalt in schlichtem, doch elegantem Kleide steht vor ihm.

„Ach, wie schön ist sie geworden! Und wie groß und wie vornehm! Ach, wo bleib' ich daneben?“ so denkt er, dieweil er zitternd vor Bangen und Schüchternheit die Mütze in der Hand dreht.

„Was wünschen Sie?“ fragt sie. Ja, die liebe glockenhelle Stimme, die ist ihr geblieben. Aber sie erkennt ihn nicht, wie könnte sie sonst sagen: Was wünschen Sie?

„Fräulein Ella“, sagt er leise und beklommen.

Da sieht sie auf, tritt einen Schritt zurück, mißt ihn mit forschendem, fast ängstlichem Blicke, wird gluthroth und sagt dann ebenso leise und ebenso beklommen: „Ach, es ist nicht mög- -Sie sind's!“

Und die beiden jungen Menschenkinder, die einst wie Geschwister frei und harmlos scherzend und tollend, mit

Püffen und Küssen zusammen verkehrt hatten, stehen nun scheu und befangen einander gegenüber, zittern und erröthen um die Wette und wagen nicht, den Blick vom Boden zu erheben.

„Bitte, treten Sie näher“, sagt sie leise, indem sie einen schüchternen Versuch macht, ihm die Hand zu reichen.

Er verbeugt sich links mehrere Male und folgt ihr in den Corridor.

„Mama ist im blauen Salon“, sagt sie, „sie putzt den Weihnachtsbaum und hat sich eingeschlossen. Papa ist noch im Comptoir. Sie müssen also schon warten.“

„Ach bitte, hat gar nichts zu sagen“, erwidert er mit einem Kratzfuße.

„Wollen Sie so lange in's Bibliothekszimmer treten?“ sagte sie, eine Thür zur Rechten öffnend.

„Wenn Sie's erlauben, recht gerne“, erwidert er mit neuen Kratzfüßen und ist innerlich über die Maßen wüthend auf sich, daß er nichts Gescheidteres zum Vorschein bringen kann, als diese dummen, ungelenken Redensarten.

Er tritt in das dämmrige Gemach, dem er allzeit nur mit Schauern der Ehrfurcht genah war, denn die hohen ehrwürdigen Bücherschränke mit den Schätzen alles menschlichen Wissens vollgepfropft, die rothen Mappen mit den schönen Kupferstichen, - das alles hatte ihm stets einen Heidenrespekt eingeflößt.

„Es steht noch Alles da wie früher“, sagte er, sich zu Ella umwendend, innerlich sehr vergnügt, diese, wie es ihm schien, ungemein treffende Bemerkung vom Stapel gelassen zu haben.

„Ja, es steht noch Alles da wie früher“, erwiderte sie, mit Eifer auf seine Beobachtungen eingehend. „Aber es ist doch manches Neue dazugekommen.“

Schweigen. -

„So, also Neues ist hinzugekommen?“

„Ja.“

Wiederum Schweigen.

„Was ist denn Neues dazugekommen, wenn ich fragen darf?“

„Ach, allerlei, aber viel kann ich darüber nicht viel erzählen. Die gelehrten Werke verstehe ich nicht und die Romane darf ich nicht lesen; ich bin noch zu jung, sagt die Mama.“

„So!“ meint er.

„Ja, das heißt ... hahaha!“ Sie kichert verschämt und er lacht mit, hält jedoch, erschreckt über seine Kühnheit, jählings inne.

„Nicht wahr, Sie wissen was ich meine?“ sagt sie mit schlauem Gesichte.

„Sie lesen sie doch?“

„Ja gewiß, haha. Aber sie müssen's auch der Mama nicht widersagen.“

„Ach, um Gottes willen!“

„Wissen Sie was“, fährt sie zutraulicher fort, dann hält sie plötzlich inne und fragt in verändertem Tone: „aber haben Sie auch keinen Hunger?“

„Aber Fräulein!“ erwidert er, in tiefster Seele verwundet durch eine so prosaische Zumuthung.

„So, ich dachte nur, weil's Kaffeezeit ist. Aber ich

hätt' Ihnen auch nichts besorgen können. Wissen Sie was? hihhi! Ich bin nämlich eigentlich hier eingeschlossen. Ich habe das Versprechen gegeben, das Zimmer nicht zu verlassen, bis zur Bescheerung. Bloss weil Sie klingelten und Niemand öffnete -„

„Ach so!“

„Ja, ich habe mich aber gehörig mit Pralinées und Chokolade versehen. Sie helfen mir natürlich dabei, denn nun müssen Sie mir hier Gesellschaft leisten. Wollen Sie?“

„O, mit tausend Freuden!“

Er spricht es mit einer Wärme, welche Beiden die Röthe in die Wangen jagt, und Beide bemerken es trotz der Dämmerung, die dunkler und dunkler das Gemach umhüllt, bemerken's und erröthen um so tiefer darob.

Dann wieder - verlegenes Schweigen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ beginnt sie nach einer Weile leise und zögernd.

„Wenn Sie erlauben.“

Und sie setzen sich einander gegenüber an's Fenster und schauen bekloffen auf die Gaslaternen hinaus, die soeben angezündet werden, und nur von Zeit zu Zeit streift ein verstohlener Seitenblick des Andern Antlitz. -

„Wie lange ist's her, daß wir zuletzt am heiligen Abend so im Dunkeln hier gesessen haben?“ fragt sie dann.

„Vier Jahre Fräulein Ella.“

„Damals wurden wir Beide, als Sie zur Bescheerung gekommen waren, zusammen im Dunkeln hier eingesperrt und durften uns nicht rühren, bis die Glocke klang! Wissen Sie noch?“

„O, ob ich's weiß!“

„Und dann setzten wir uns auf die Schemel und steckten die Köpfe zusammen und beriethen, was wir wohl geschenkt bekommen würden. Sehn Sie, da stehn die Schemel noch. Aber heute werden wir wohl keinen Platz mehr darauf haben.“

„Wir wollen's einmal probiren“ sagt er in plötzlich aufsteigender Kühnheit.

„Ach, das ist ja eine köstliche Idee“, lacht sie und hockt auf einem der Fußbänkchen nieder. Er thut desgleichen, wengleich es in Folge seiner bedenklich langen Beine nur schwer von Statten gehen will.

Inzwischen ist es gänzlich finster geworden. Der ungewisse Schimmer der Gaslaternen, der von der Straße her in das Gemach dringt, spielt in zitternden Reflexen an den Wänden umher, sonst herrscht vollkommene Nacht ringsum.

„Nun sitzen wir wieder wie die Kinder, Fritz“ – sagt sie und legt ihre Hand zutraulich auf sein Knie. „Und sind doch inzwischen große Menschen geworden. Denk Dir, ich soll in diesem Winter schon tanzen lernen.“

„Und ich komme nächstes Frühjahr schon nach Prima. Weißt du, was das heißt, Primaner zu sein?“

„Ja, ich weiß, das sind schon vollständige Herren, welche Bälle besuchen dürfen.“

„Ja, und Schnurrbärte tragen; bei uns auf Prima giebt es sogar Einen, der schon einen vollkommenen Backenbart hat.“

„Ja, ich glaub's. Felicitas Weber, meine Busenfreundin, interessiert sich sehr für einen Primaner

vom Wilhelms-Colleg, der ist auch schon so - so." Sie zieht mit der Hand eine Linie um ihr Gesicht, um die Anrisse des Bartes anzudeuten. „O, der kann schöne Gedichte machen.“

„So? Na, das können andere Leute auch“, erwidert er, innerlich etwas gekränkt durch die Anpreisung der Vorzüge von Felicitas Weber's Primaner.

„Auch Du etwa, Fritz?“

„Weißt Du, Ella frag' nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich - ich sprech' nicht gern davon.“

„Ja, aber ich kann es doch wissen. Du hattest doch sonst nichts Geheimes vor mir. Sag' mal, Fritz, an wen sind die denn eigentlich?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Bitte, bitte.“

„Hör' mal zu. Vielleicht erräth's Du's:

Ein holdes Traumgebilde zieht
Leuchtend oft durch meinen Schlummer,
Lächelnd winkt es, so entflieht
Aus dem Herzen Sorg' und Kummer.

„Nun?“

„Nun, wie soll ich das errathen?“

„Paß auf: Ein - Leuchtend - Lächelnd - Aus. Das hat welche Anfangsbuchstaben?“

„E-L-L-A - Du, das ist an mich?“

„Wirst du auch nicht böse sein?“

„Nein doch, das ist ja reizend! Du, das muß ich mir abschreiben. Was wird bloß die Felicitas sagen? Aber hör' mal, Du, ist das Gedicht auch ernst gemeint?

„Na, natürlich!“

„Und träumst Du wirklich manchmal von mir?“

„Sehr oft. Aber Du wohl nicht?“

„Ich, ich träume überhaupt nicht, aber ich denk' im Wachen sehr oft an Dich.“

„Hör' mal, Ella, ich muß dich auf 'was aufmerksam machen.“

„Nun?“

„Deine Mama - schrieb mir ja - - wir sollten fortan nur „Sie“ zu einander sagen und -“

„Ach Gott, ach Gott, richtig! Der Papa hat's mir ja strengstens anbefohlen. Vorhin nannten wir uns ja auch „Sie“. Wie mag das nur gekommen sein?“

„Nicht wahr, das „Du“ ist aber viel schöner?“

„O, viel schöner! Weißt Du, Fritz, im Geheimen, wenn wir allein sind, wollen wir beim Du bleiben.“

„Und Du wirst, wenn ich weg bin, auch noch weiter an mich denken, Ella?“

„O, immerzu. Und Du, Fritz, auch?“

„Immer, Ella, immer.“

„Und die Gedichte, die Du machst, schickst Du hübsch an mich, ja?“

„Aber was wird die Mama sagen, vom Papa ganz zu schweigen?“

„Sende Sie nur an Felicitas Weber, die ist hier in Pension und darf ihre Briefe selber öffnen. Ach Fritz, ich

bin recht glücklich, daß ich Dich wieder hab!"

„Und ich erst, Ella!

Und sie schmiegt ihr Blondköpfchen an seine Schulter. Er schlingt den Arm leise um ihre Hüfte, und so sitzen sie regungslos da auf ihren Schemeln und schauen schweigend und andachtsvoll zum Nachthimmel empor. In ihren Augen ist ein seltsames Leuchten erwacht. Das ist der Weihnachtsglanz der ersten thörichten heiligen Liebe.

- - - - -

Da ertönt eine silberne Glocke. Trennt Euch!

Rasch, rasch! Schon öffnet sich die Thür. Da steht Mama und macht große Augen.

Viertes Bild.

Vom armen Studenten.

Fürwahr, ein erbaulicher Anblick. Da liegt der Junge auf dem Sopha, strampelt mit den Beinen in der Luft umher, schlägt mit den geballten Fäusten auf die Polster und heult und schreit, wie wenn er am Spieß lebendig gebraten würde. Vor ihm steht, bleich vor Aerger und Scham, der junge Lehrer und schaut machtlos dem Toben des verwöhnten Rangen zu. Ein Paar tüchtige Ohrfeigen hätten ihn sofort kuriert, das weiß er wohl, aber dieses probate Hausmittel anzuwenden ist ihm bei Strafe sofortiger Entlassung von der liebevollen Mutter strengstens verboten worden.

Und da ist sie selber. Mühsam schiebt sie ihre zwei Centner Leibesfülle zur Thür herein, hebt die runden Hände,

welche mit einem halben dutzend funkelnder Ringe beharnischt sind, voll Entsetzen in die Luft und sinkt liebkosend und wehklagend über den strampelnden Jungen hin.

„Karlchen, mein Herzensjunge, sag', was hat er Dir gethan?“

„Aeh, äh!“

„Was haben Sie mit meinem Karl gemacht, Herr Studiosus?“ Ein Blick, so recht streng und von oben herab, mißt den jungen Mann, der mit zusammengebissenen Zähnen auf die Gruppe niederschaut.

„Er will nicht arbeiten, gnädige Frau.“

„Aeh - `s ist heiliger Abend - äh!“ heult der Junge.

„Ja, Karlchen hat ganz Recht, Sie quälen es zu sehr, das arme Kind.“

„Ich folge nur Ihrem Auftrage, gnädige Frau.“

„Ach was, Auftrag! Ich habe Ihnen keinen Auftrag gegeben, mein Karlchen zum heiligen Abend zu quälen. Ich hatte eigentlich beabsichtigt, Sie zur Bescherung einzuladen, aber unter diesen Verhältnissen -

„Würde ich höflichst gedankt haben“, erwiderte er, glühende Röthe auf den Wangen. „Habe die Ehre mich zu empfehlen.“ Und damit schreitet er erhobenen Hauptes zur Thür.

In seinen fadenscheinigen Ueberzieher gehüllt, trat er auf die Straße hinaus, Thränen der Scham in den Augen, das Herz von überquellendem Unmuth erfüllt.

Es war bitterkalt draußen. Der Schnee knirschte nur so unten den Fußritten der Vorübergehenden, und in den Schleiern der Frauen, in den Bärten der Männer hatte sich der gefrierende Hauch in dicken Eiskrusten festgesetzt, aber

Niemand schien von der Kälte etwas zu verspüren. Die Wangen erglühten vor Eifer und Erregung, und aus den Augen leuchtete helle Weihnachtsfreude.

Der arme Student schaute mit trübem Lächeln auf das frohe Getümmel, er vergrub die Hände fröstelnd in den Taschen des dünnen Ueberziehers und eilte zu einem obskuren Gasthause, wo er nach vollendetem Tagewerk sein dürftiges Mittagsmahl einzunehmen pflegte.

Sein Tagewerk heißt „Student geben“! O, Ihr, die Ihr frisch, frei, fröhlich in Eurer Werkstatt arbeitet, Ihr, die Ihr auf dem Comptoirschemel, auf dem Bureaustuhl in Ruhe und Frieden Eure Schreibereien macht, Ihr habt keine Ahnung, welch' elende Frohnarbeit dieses Wort bedeutet, wie viel Demüthigungen, wie viel vergebliches Mühen, wie viel Entsagung und Aufopferung es in sich birgt!

Der arme Student kannte von dem Allen mehr, als es für den Stolz eines Menschen gut thut, aber er kannte auch den Hunger, und das ist ein gar gestrenger Herr.

„Hunger treibt's hinein“, sagte der arme Student und machte sich über die übelduftenden Speisen her, die ihm aufgetragen wurden. Es war ohnehin wenig genug, und er mußte tüchtig mit Brot nachhelfen, um nothdürftig satt zu werden.

Gar trübselig schauten die Gasflammen auf die kahlen Wände, die rohen Tische und Stühle hernieder. Die Luft war dumpf und stickig und mit faden Speisedüften geschwängert, ja, es war ein ödes, abscheuliches Lokal, aber einen Vorzug hatte es doch, es war warm, und wen daheim eine ungeheizte Kammer erwartet, der weiß das wohl zu würdigen.

Der arme Student war der einzige Gast. Wer hat auch Zeit

und Lust, am heiligen Abend in Gasthäuser zu gehen, wenn er nur irgendwo ein Winkelchen besitzt, in dem er sich niederlassen kann? - Am Buffet saß gähmend die dicke Kellnerin und strickte an einem grauen Strumpfe. Das war die einzige Gesellschaft.

Der arme Student ließ den Kopf auf die Stuhllehne zurücksinken und schloß die Augen. Er wollte träumen von vergangenen sonnigen Zeiten, er haschte nach Bildern glückseliger Erinnerung, aber sein Hirn war zu angespannt von der ermattenden Arbeit des Tages, es versagte den Dienst, und alsbald war er eingeschlafen.

Die Stimme der Wirthin erweckte ihn.

„Sind noch Gäste da, Marie?“ fragte sie, „wir wollen den Baum anzünden.“

„Ja, noch Einer“, erwiderte die Kellnerin, „und der schläft.“

„Ist er betrunken?“

„Nein, er scheint blos müde.“

„Dann lass' ihn noch eine Weile ruhen. Vielleicht wacht er von selber auf.“

Der arme Student lächelte trübe vor sich hin. Selbst hier wollte man ihn nicht länger dulden! Selbst hier galt er heute als lästiger Störenfried!

Schnell stand er auf, zog sein schlankes Portemonnaie und bezahlte. Dann trat er auf die dunkle Straße hinaus.

Das Getümmel hatte sich inzwischen verloren, denn die Stunde der Bescherung war herangekommen, nur wenige Nachzügler, die Amt und Pflicht so lange den heimischen vier Pfählen fern gehalten hatten, huschten noch eilends an ihm

vorüber.

Aus den Fenstern der Häuser allüberall, von der prunkenden Belletage bis empor zu den Mansardenkammern schimmerte das magische Leuchten des Tannenbaumes. Der arme Student schritt langsam die Straße hinab und starrte sehnsuchtsvoll in die Höhe.

„Hampelmänner, kauft Hampelmänner“, hallte es ihm vom Markte her entgegen. Ein wehmüthiges Lächeln flog über sein Angesicht. Dreizehn Jahre waren's nun her, da war er in der fernen Heimathstadt, mit demselben klagenden, zitternden, bettelnden Ruf auf den Lippen, durch die Straßen gezogen. Dreizehn Jahre waren's her, da hatte das Glück dem Lumpenfritz seine strahlenden Thore aufgethan, da hatte ein niegeahntes berückendes Eden sich lockend vor ihm ausgebreitet. Jetzt hatte das Glück seine Thore geschlossen, und jenes Eden war versunken und verschollen wie ein Sagentraum aus grauer Vorzeit.

Die Eltern hatten Ellas Neigung zu ihm entdeckt, hatten zum Ueberfluß auch allerhand überschwängliche Briefe von ihm vorgefunden und ihm ein für alle Mal die Thür gewiesen. Ella hatte noch ein paar Mal heimlich an ihn geschrieben, dann war's auch damit zu Ende gewesen.

Nichts war ihm von Allem geblieben als Groll und Bitterkeit und - das Schlimmste von Allem - nagende, quälende hoffnungslose Liebe.

„Hampelmänner, kauft Hampelmänner“ tönt es nun ganz nahe vor ihm. Ein zähneklappernder, blaugefrorener kleiner Bursche kam ihm entgegen und schwang ein Bündel mit Pappfiguren im Kreise durch die Luft. Genau so hatte er's einmal gemacht. Der

arme Student zog sein Portemonnaie, theilte seine dürftige Baarschaft in zwei gleiche Theile und drückte den einen dem Jungen in die Hand. Der schaute zuerst ungeheuer verblüfft darein, dann machte er sich eilends aus dem Staube, als fürchtete er, daß ihm das Geschenk, das ihm natürlich unmenschlich reich erschien, vom Geber wieder abgenommen werden könnte. Die Hampelmänner hatte er vor Schreck in den Schnee fallen lassen.

Der Student hob das Bündel auf und besah es mit wehmütigem Lächeln.

„Nun bin ich wieder so weit, wie damals“, sagte er leise vor sich hin, fast hätte ich Lust auf's Neue zu rufen: „Hampelmänner, kauft Hampelmänner.“ -

Dann ging er weiter - straßauf, straßab - und schaute zu, wie ein Weihnachtsbaum nach dem andern erlosch, und die langen Häuserfronten sich wieder in mürrische Dunkelheit hüllten.

„So, nun hab auch ich Weihnacht gefeiert“, sagte der arme Student mit Thränen in den Augen, und wandte sich zum Heimgehen.

Von der Thurmuhre schlug's 11 Uhr, fast 4 Stunden lang war er in den Straßen umhergeirrt. Ihn fror sehr, aber er hatte Grauen vor der kalten Kammer und beeilte sich durchaus nicht.

Mühsam tappte er im Finstern seine vier Treppen in die Höhe, dann zündete er langsam Licht an.

Aber was ist das? - auf dem Tische liegt ein Päckchen, wohlversiegelt und umschnürt, so recht weihnachtsmäßig anzuschauen.

„Das muß ein Irrthum sein“, murmelte er vor sich hin, „denn welche Menschenseele auf der Welt sollte sich gedrungen

fühlen, mir eine Weihnachtsbescheerung zu senden?" Mit zitternden Händen löst er Siegel und Bindfaden. - Ein Paar gestickte Morgenschuhe fallen ihm zuerst in die Augen, unten liegt in Düten und Päckchen allerhand Naschwerk, Aepfel und Nüsse, Pfefferkuchen und Marzipan. Er schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, „Herr des Himmels, ein regelrechter Weihnachtsteller. Aber kein Brief, kein Brief dabei?"

Dort aus dem einen Schuh guckt etwas Weißes hervor. Ein zusammengefalteter Brief! „Bei Gott! Ellas Handschrift!"

Wie ein Taumel kommt's über ihn. Er preßt den Brief inbrünstig an die Lippen, dann versucht er ihn zu lesen, doch es flimmert ihm vor den Augen. „Fritze, sei ruhig, nimm Vernunft an, mein Junge", sagt er zu seinem Bruder innerlich. Dann erst will's gehen:

Lieber, guter Fritz!

Anbei sende ich Dir auf's Gerathewohl - denn ich weiß ja deine Adresse nicht - ein Paar Schuhe, die ich heimlich in der Nacht für Dich gestickt habe. Sei nicht böse, daß ich so lange kein Lebenszeichen von mir gegeben habe, aber ich hatte meiner Mama schwören müssen, nicht mehr an Dich zu schreiben. Drei Jahre hab' ich's ausgehalten, aber länger nicht. Damals gingst Du zur Universität, jetzt mußt Du bald ausstudiert haben. Lange kann's nicht mehr dauern, bis Du ein gemachter Mann bist. Mein lieber Fritz, Du weißt, ich bin Dir gut, ich will treulich warten, bis Du mich holen kannst, wenn man mir freilich auch jetzt schon das Leben sauer genug macht mit tausenderlei Anträgen. Laß es aber nicht zu lange dauern, denn Du kennst den Papa, Du weißt, wie wenig wir Alle gegen ihn vermögen. Aber dennoch will ich's versuchen stark zu sein.

Also Muth mein Kamerad, mein geliebter, theurer Fritz! Muth!
Ich werde warten.

Für immer

Deine Ella.

Der arme Student zog schleunigst die Stiefel aus und die Morgenschuhe an. Dann ging er mit stolzen, leichten Schritten in der kalten Kammer spazieren. Er war ja so reich, ach so reich!

Fünftes Bild.

In die Ferne hinaus.

Ueber die Heide braust ein Zug, heut wie immer glotzen seine beiden Feueraugen in die Nacht hinaus. Der Dampf zischt und brodeln, der Schornstein pfaucht, und schemengleich huschen die Telegraphenstangen vorüber. Alles heut wie immer.

In einem Koupee zweiter Klasse sitzt einsam ein Passagier. Er hat die Hände vor die Stirn gepreßt und starrt in die Finsternis. Sein Antlitz ist todtenbleich, um seine Lippen spielt ein höhnisch-verzweifeltes Lächeln.

„Umsonst, Alles umsonst“, so murmelt er vor sich hin und schließt ermattet die Augen. Vor seinem Geiste stehen die Bilder der jüngst vergangenen Stunden. Er sieht vor sich den Palast mit dem vergoldeten Gitter in der vornehmen Villenstraße. Er sieht die Fenster glänzend erleuchtet, als gäb's ein großes Fest. Vor dem Gitter steht ein Mann mit pochendem Herzen und glühenden Wangen. Der Mann ist er selber. Nun endlich ist er so weit! Nun endlich kann er die harrende

Braut gewinnen. Er hat geschafft und gearbeitet Tag und Nacht, jahraus, jahrein, mit Freuden hat er gehungert und gefroren, hat Demüthigung und Enttäuschung ertragen in tausenderlei Gestalt, und allgemach sah er sein Leben heller werden, sein Name gewann sich Achtung bei den Leuten. An der Hochschule, an der er so lange gelernt, durfte er nun selber als Lehrer wirken.

„O, das wird ein Fest werden!“ so hat er gejubelt, sich auf die Bahn setzend, um sie, Ella, am heiligen Abend zu überraschen. Nun steht er da vor dem hohen Portal, zitternd wie ein Knabe. „Darf ich nicht meinen Namen einsetzen? Darf ich nicht sagen: Seht, ich bin der und der, bin ein gemachter Mann, nun gebt sie mir.“ So spricht er sich selber Muth zu, indem er zur Seite weicht, um einer vorfahrenden Karosse Platz zu machen. Und er steigt die Treppe empor, gallonirte Diener - fremde, fade Gesichter - empfangen ihn.

„Der Herr sind ja nicht im Gesellschaftsanzug“, bemerkt der Eine verwundert.

„Giebt's denn heute wirklich ein Fest hier, heute zum heiligen Abend?“ fragt er zurück.

„Und gehören der Herr nicht zu den Eingeladenen? des gnädigen Fräuleins Verlobung giebt's heute.“

Er beißt die Zähne zusammen und hält sich an der Balustrade fest, um nicht niederzusinken. Dann zieht er eine Visitenkarte und schreibt mit Bleistift darauf: „Seine innigsten Glückwünsche sendet Jemand, der ein altes Versprechen einlösen kam.“

„Dies übergeben Sie sofort dem gnädigen Fräulein“, sagt er zu dem Diener und eilt die Treppen hinunter.

Wohin nur?

Gleichviel, fort, nur fort! Fort aus der Luft, die sie athmet, fort aus dem Lande, in dem sie lebt, in dem jeder Laut der Muttersprache an sie erinnert.

- - - - -

Über die Haide saust der Zug. Daß heute Weihnachtsabend ist, was scheert es ihn? Er saust dahin heute wie immer.

Der Schaffner oben auf seinem luftigen Sitz hüllt sich enger in seinen Schafspelz, er steckt den Kopf unter den Kragen und träumt von Frau und Kindern daheim und vom Weihnachtsbaum, der auf seine Heimkehr wartet. Er hatte ein gar erstauntes Gesicht gemacht, als er dem Herrn, mit dem er nur vor wenig Stunden zusammen zur Hauptstadt gefahren, zur Rückreise das Billet coupirte. Der sitzt bleich und finster in seinem Coupé und starrt brennenden Auges in die Finsternis. „Jetzt zuerst zur Heimath zurück“, so murmelt er „und dann, sobald es geht - fort über den Ocean.“ -

Sechstes Bild.

Weihnachten unter Palmen.

Cymbeln und Guitarren klingen, Castagnetten klappern dazwischen. Hei das geht toll her heute auf der Hacienda, wo sonst die Negerpeitsche den Takt zur Arbeit schlägt.

Durch die breiten Bananenblätter schimmert von dem tief blauen Tropenhimmel die bleiche Mondsichel hernieder, schaut hernieder auf den tollen Spuk, der heute da unten entfesselt ist.

Aus der kleinen Kapelle, die von einer Palmengruppe fast verdeckt, am Bergeshange steht, hallt leises Orgelrauschen. Doch bald wird es erstickt von dem anschwellenden Getön der Schellen und Trompeten, von dem Juchzen der Negerschaar, die auf dem mondoglänzten Gipfel des Hügels ihre wüsten Reigentänze aufführt. Wie geschmeidig schlingen die üppigen Glieder der Negerinnen sich im Reigen, wie drollig wackeln die schwarzen Krausköpfe ihre Galane, die sie werbend umringen! Branntwein und Tabak machen die Runde, Chicha-Bier wird in thönernen Gefäßen kredenzt, bis Alle im Rausche wie wahnwitzig umherspringen, sich die Kleiderfetzen vom Leibe reißen und taumelnd und lallend zu Boden sinken.

Ein hoher, schlanker Mann mit blondem Haar und Vollbart schaute kopfschüttelnd dem Treiben zu. „Der wahre Höllenreigen“ murmelt er leise vor sich hin, indem er den Rückzug antritt.

Berauschend schön ist die Nacht. Leuchtkäfer schwirren in gelben und grünen Blitzen durch die blüthenschweren Gebüsche. Wunderbar gestaltete Blumen erglühen in phosphorischem Lichte, und die Kelche der Orchideen hauchen ihre sinnbetäubenden Düfte aus. Von dem Wipfel einer breitblättrigen Banane ertönen süße klagende Klänge, ähnlich dem Liede der Nachtigall, doch seelenvoller noch, gleich dem trostlosen Schluchzen einer Verzweifelnden.

Der blonde Mann bleibt stehen und lauscht traumbefangen dem melancholischen Sange. Er achtet nicht der Fackeln, welche näher und näher kommen, er ist wie gebannt unter dem Zauber dieser Klänge.

Da legt sich eine weiße, von Demanten schillernde Hand

leicht auf seine Schulter.

Eine schlanke, geschmeidige Mädchengestalt mit dem tiefgebräunten Teint und den Gluthaugen der Creolin steht vor ihm und schaut ihm lachend in's Angesicht.

„Was treiben Sie, Sennor?“ fragt sie mit weicher, volltönender Stimme, in der ein Klang vibriert wie Taubengirren.

Er schreckt aus seinem Brüten auf und weist schweigend mit der Hand nach dem Gipfel der Banane empor, von wo der Sang des Vogels immer sehnsüchtiger und immer klagender hernieder klingt.

„Ah, die verlorene Seele ist's, die's Ihnen angethan.“

„Verlorene Seele. Was heißt das?“

„Ja, so haben die Indianer den Vogel dort getauft. Sie haben auch eine schauerlich schöne Mär' dazu gedichtet. Kommen Sie, mein Freund, es ist gefährlich ihn zu hören. Man sagt, wer in der Fremde weilt und sich dem Zauber dieser Klänge zu häufig überläßt, der stirbt alsbald vor Heimweh.“

Er bricht in ein Lachen aus, das ziemlich gezwungen klingt. „Es stirbt sich nicht so leicht an Heimweh, Sennora“ erwidert er „allein seltsam bewegt hat mich das Lied des Vogels doch, ich will's gestehn, es erinnert gar zu sehr an den Sang unserer heimischen Nachtigall.“

„Kommen Sie, um Gotteswillen“, erwiderte sie scherzend, „es ist Gefahr im Verzuge. Ich seh's, der Zauber beginnt auch bei Ihnen schon zu wirken.“

Sie legt lachend den Arm in den seinen und zieht ihn mit sich fort. Er folgt wie willenlos und fährt sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er quälende Traumgebilde daraus

verscheuchen.

Langsam wandelt das Paar durch die blüthenschweren Gebüsche. Leuchtende Nachtfalter schwirren um sie herum, und durch die Gräser huscht allerhand Gethier, das ihr Schritt aus dem Schläfe aufgescheucht.

„Sie scheinen mißgestimmt heute, mein Freund“, beginnt sie nach einer Weile bangen Schweigens.

„Nicht mißgestimmt Sennora, nur zerstreut, und ich bitte Sie um Vergebung deswegen. Aber meine Gedanken wollen mir heute nicht Ordre pariren. Sie gehen gewaltsam mit mir durch und führen mich ein paar tausend Meilen weit der Heimath zu.“

„Seh's Sie, ich habe Sie gewarnt: das Vogellied“, erwidert sie lachend.

„Vielleicht auch das. Doch Sie wissen, es ist Weihnacht heut, und diese Feier hat für uns Deutsche einen ganz besonderen sentimentalen Beigeschmack.“

„In wie fern?“

„Es würde schwierig sein Ihnen das zu schildern, Sennora.“

„Nun Ihr tanzt doch auch und vergnügt Euch in euren Gärten bei Fackelschein und Guitarrenklang.“

„Nichts von alledem, Sennora. In den Gärten z. B. liegt um diese Zeit fußhoher Schnee, der würde uns das Tanzen wohl verleiden.“

„Ja, nun erklären Sie mir aber, Sennor, was ist das ‚Schnee‘? Ich habe schon mancherlei davon gelesen, er kommt mir vor wie ein wunderbares, geheimnisvolles Wesen, vor dem die Menschen eine Angst haben, wir vor dem Gewitter. Ein holländischer Capitän hat mir erzählt, er sei so kalt, daß er Wunden brenne, wenn er die nackte Haut berühre.“

„Der Capitän hat geflunkert, Sennora.“

„Nun wohl, was ist's damit“, sagt sie, sich auf einer Rasenbank niederlassend, „erzählen Sie mir vom Schnee und von den deutschen Weihnachten.“

Er nimmt neben ihr Platz und mit geschlossenen Augen, wie wenn er im Traume spräche, beginnt er von der Heimath zu berichten. Er erzählt von der Sehnsucht der Adventszeit und dem Jubel der Bescheerung, von dem Treiben des Weihnachtsmarktes und dem strahlenden Tannenbaum. Sie hängt mit leuchtenden Blicken an seinem Munde, sie klatscht in die Hände und lacht und jubelt wie ein Kind, als stände sie selber unter dem Weihnachtsbaum.

„O, dort muß es herrlich sein in Ihrer Heimath“, sagte sie, als er geendet, „aber, Sennor, warum haben Sie das schöne Land denn je verlassen?“

Er zuckte jählings zusammen und bedeckte die Augen mit der Hand, dann, nach einer kleinen Pause, entgegnete er leise und zögernd: „Ich erhielt einen ehrenvollen Auftrag von meiner Regierung, Sennora, die südamerikanische Tropenwelt als Forscher zu bereisen, ein Auftrag, dem ich mich nicht entziehen konnte.“

„Gesegnet sei jene Regierung, die Sie in unser Land geführt“, sagte sie gleichsam im Scherze, allein das Leuchten ihres Auges, der träumerische, sehnsuchtsvolle Blick, der unverwandt an seinen Zügen hing, ließ wohl erkennen, wie sehr es mit ihren Worten ernst war.

Er ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen darauf. „O, Sie sind allzu gütig zu mir, Sennora!“ erwiderte er dann. „Sie scheinen selber kaum zu ahnen, welchen Dank ich Ihnen schuldig

bin. Ohne den Schutz und den Beistand und die Hülfe, welche Sie mir durch Ihre Leute angedeihen lassen, ohne die großmüthige Gastfreundschaft, die Sie mir nun schon seit Monaten gewähren, wäre es mir in diesem wilden Landstrich nimmer möglich gewesen -"

„O, reden Sie nicht von Dank und dergleichen“, erwiderte sie lebhaft, „ich bin Ihnen Dank schuldig, mein Freund, innigen, herzlichen Dank. Sehen Sie, seitdem mein Vater starb und mir, als einziger Erbin, seine Besitzungen hinterließ, hause ich mutterseelenallein in dieser einsamen Gegend, die mir, ob sie auch paradiesisch schön sein möge, wie eine öde Wüstenei erschien. Keine Menschenseele rings herum, als nur die Neger und ihre rohen Aufseher, das kriechende Hausgesinde und die betrügerischen Verwalter. O, es war zum Verzweifeln! Da führte das Schicksal Sie in meine Einsamkeit, Sennor. Sie wurden mein Gefährte, mein Freund! Durch Sie lernte ich das Leben wieder lieb gewinnen. Und nun sprechen Sie mir von Dank!“

Sie hatte in der Erregung seine Hand gefaßt und in der ihrigen gehalten. Jetzt, da sie's bemerkte, ließ sie schleunigst los, während eine heiße Röthe Hals und Antlitz überfluthete.

Beide schwiegen. Ihr Busen wogte leidenschaftlich auf und nieder, er fühlte, wie ein Zittern seinen Körper durchlief. Beider Blicke suchten beklommen den Boden.

„Nun wohl, Freundin“, begann er nach einer langen, peinlichen Pause, „mögen Sie darüber denken, wie Sie wollen! Ich für meinen Theil fühle es wohl, daß ich, der ich seit vier Jahren keinen Ort besaß, wo ich mein Haupt hätte niederlegen können, unter Ihrem Dache Ruhe und Frieden gefunden habe, und

ich bedauere das fast, denn nun wird das Scheiden mir doppelt schwer werden."

"Sie wollen fort!" schrie sie auf, als hätte eine tödliche Angst sie gepackt.

"Ich werde wohl müssen, Sennora, ich bin hier fertig und meine Arbeit gestattet mir nicht, auf dem Lotterbette zu liegen."

"Sie wollen also in Ihre Heimath zurück?" fragte sie tonlos.

Ein finsterer Schatten flog über seine Stirn. „Das nicht, Sennora, ich werde mein Vaterland niemals wiedersehen, es ist mir verleidet. Aber ich habe hier zu Lande noch so viel zu thun. Ich muß über die Cordilleren hinüber und Jahre werden noch vergehen, eh' ich mit meinem Werke fertig bin."

Wiederum langes Schweigen. Sie schaute zitternd vor sich nieder, dann entrang sich ihren Lippen hastig und stammelnd die Frage: „Und werden Sie denn wiederkehren?"

Er sah sie an. Er sah das schöne junge Weib, das sich in der Qual maßloser Leidenschaft jeglicher Scheu entkleidete, dessen heiße Blicke in demuthsvollem Flehen an ihm hingen, er sah an diesem stürmisch pochenden Herzen ein Heim, in dem sein Sehnen Ruhe finden würde, ihm wurde schwül zu Sinn, er fühlte, wie das Blut heißer und heißer durch seine Adern strömte und wie im Träume stammelte er: „Vielleicht."

Da warf sie sich vor ihm auf die Kniee, bedeckte seine Hände mit heißen Küssen, sprang wieder empor, umschlang ihn mit wilder Gluth und schmiegte ihre brennende Wange an seine Stirn. Dann küßte sie ihn auf Augen und Lippen, daß ihm ward, als sollte er ersticken unter dem sengenden Hauch ihres

Mundes. Sie lachte und weinte, und endlich sank sie schluchzend auf seinen Schooß nieder, wo sie, das Haupt an seinem Herzen gebettet, regungslos liegen blieb.

Und stille ward's. Er hatte die Hände auf ihr Haupt gelegt und starrte bleich und schweigend zum Monde empor, dessen Lichter sich durch das Palmendickicht hernieder stahlen.

Da plötzlich ein langgezogener, klagender Ton hoch über ihm in dem Gezweig, ein Ton gleich einem Seufzer unnennbarer Sehnsucht. Der seltsame Vogel, den die Indianer „verlorene Seele“ benennen, hat in dem Gipfel der Palme sein nächtiges Lied begonnen.

Sie wendet lächelnd das Antlitz zum Monde empor und wacht mit geschlossenen Augen, er aber schrickt zusammen, ihm wird zu Muthe, als sei der Klang einer lieben, altbekannten Stimme aus der fernen Heimath vom Winde über den Ocean zu ihm getragen worden.

Und immer schmelzender werden die Klänge, und immer qualvoller wird das Weh, das in seinem Herzen auf's Neue erwacht.

Ganze Schaaren von Bildern tanzen an seinem Auge vorüber, Bilder aus wonniger, glückseliger Jugendzeit. Er sieht den Weihnachtsengel, der einst auf einem Sonnenstrahl zu ihm hernieder fuhr, und der sich später in einem zarten blondlockigem Kinde verkörperte, er sieht das Kind als die Gespielin seiner Jugend, er sieht es zur Jungfrau erblühen und der Traum seiner Nächte, das Ziel seiner Sehnsucht werden. Er sieht sich selber ringend und schaffend jahraus jahrein, um sie die Seine nennen zu können und sieht sie dann verloren für einander. Da wieder jener schluchzende, langgezogene Ton über

ihm. Wahrlich! Das ist ihre Stimme, Ihre klagende, warnende Stimme! Das ist die Stimme, die an verlorene Liebe, verlorenes Leben gemahnt, die ihn weiterirren heißt ohne Rast und Frieden, ohne Glück und Hoffnung bis an sein Ende!

Selig lächelnd schaut das schöne Antlitz, das auf seinem Schooße ruht, zu ihm empor. Er hebt es sanft empor, drückt einen leisen abbittenden Kuß auf die reine Stirn und springt empor.

„Wohin, mein Freund?“ ruft sie erschreckt.

„Fort, fort, noch heute Nacht! Lassen Sie mich, Juana, ich bin ein glückloser, friedloser Mensch! Lassen Sie mich!“

Siebentes Bild.

Der Weihnachtsbaum zu Versailles.

Es war in dem Jahre des Ruhmes 1870.

Das prunkende Schloß der Franzosenkönige ist zum Lazareth geworden, und in den Sälen, in welchen einst das schmeichlerische Flüstern der Höflinge, das verbuhlte Lachen der Maitressen und der schleichende Schritt der Spione ertönte, hallt nun das Aechzen der Verwundeten und das Befehlswort der inspicirenden Aerzte.

Lange Reihen von Betten sind an den Wänden aufgestellt, und zwischendurch huschen unhörbaren Schrittes die barmherzigen Schwestern und Krankenpflegerinnen, hier ein Trostwort, dort ein Labetrunk spendend, hier einem Fiebernden die Kissen zurechtrückend, dort einem Verschiedenen die Augen zudrückend.

Heute herrscht in dem Kreise der Krankenpflegerinnen und der Aerzte ein ganz räthselhaftes Leben und Treiben. Sie haben allerorten die Köpfe zusammenzustecken und miteinander zu tuscheln. Auf ihren Gesichtern liegt ein geheimnisvolles Lächeln, das sie vergebens vor den Kranken zu verbergen suchen. Insbesondere Einer von Ihnen, ein Mann mit feinen durchgeistigten Zügen und langem, blonden Vollbart, der in einer Ecke des Saales mit zerschmettertem Arme daliegt, hat schon lange etwas davon gemerkt. Er ist seit zwei Tagen fieberfrei, und sein Blick hängt mit der regen Theilnahme des Genesenden an seiner Umgebung.

„Schwester Ursula“, ruft er mit matter Stimme einer greisen Nonne zu, die soeben an seinem Bett vorübergeht. „Was ist heute hier los?“

„Immer ruhig, immer ruhig“, erwidert lächelnd die Nonne und wendet sich dann zu dem Stabsarzte, der von der andern Seite daherkommt. Der hält ein Verzeichnis der Verwundeten in der Hand, in welchem der neben einem Theil der Namen Bleifederstriche gezeichnet hat.

„Nun, Schwester, wird er den Transport schon vertragen können?“ sagt er zu der erfahrenen Nonne, indem er auf unseren Verwundeten weist.

„Er hat seit vorgestern kein Fieber mehr, Herr Doktor“, erwidert sie.

„Gut, es sei!“ Und damit macht er wiederum einen seiner räthselhaften Bleifederstriche. Dann gehen sie Beide von dannen.

Nun kommt ein Lazarethgehilfe mit der Mittagssuppe.

„Sagen Sie einmal, mein Freund, den wievielten haben wir

heute?" fragt ihn der Verwundete, der für Alles und Jeden Interesse bekundet.

„Na, den vierundzwanzigsten December haben wir“, erwidert der Gefragte mit schlaudem Grinsen und geht weiter.

„Also heiliger Abend heute“, murmelt der Verwundete mit wehmütigem Lächeln vor sich hin, dann versinkt er in ein stilles Träumen, bis der Schlaf den Matten überwältigt.

Da fühlt er sich plötzlich erhoben und samt dem Bette durch die Luft getragen. Ihm war so frei, so leicht, wie wenn er auf und davon flöge zum blauen Aether empor. – Ein Ruck erweckt ihn. Er öffnet die Augen, wahrhaftig! sein Bett schwebt in der Luft, es wird soeben von zwei stämmigen Infanteristen die Treppe hinuntergetragen.

Noch vermag er das Wunderbare nicht zu fassen, da öffnet sich vor ihm eine Thür – ein blendender Lichtstrom fluthet ihm entgegen. – In der Mitte des großen Saales steht ein mächtiger, von hundert Kerzen flammender Weihnachtsbaum, ringsum steht ein Kranz von schwarz gekleideten Damen, welche Gaben vertheilen und dann in weiten, weiten Kreisen Bett an Bett, Betten soweit das Auge reicht. Dazwischen stehn, mit Krücken und Verbänden versehen, die schon weiter Genesenen, die das Bett bereits haben verlassen dürfen.

Die schwarzgekleideten Damen beginnen ihren Rundgang. Für jeden der Verwundeten haben sie eine Gabe bereit.

Auf allen Gesichtern liegt eine Andacht und Rührung, und in manchen rauhen Bart rinnt eine heimliche Thräne hinunter. –

Unser Mann weiß noch immer nicht, ob er wache oder träume. Mechanisch richtet er sich in den Kissen empor, denn jetzt ist die Reihe an ihm, die Bescherung in Empfang zu nehmen.

Eine der Damen, eine schlanke, noch jugendliche Erscheinung, hat sich ihm genähert, er schaut sie an - Gott im Himmel, ist es Wahrheit, ist's ein Spuk? - Ella! Und mit lautem Aufschrei sinkt er in die Kissen zurück. -

Da erkennt auch sie ihn, „Fritz!“ und jubelnd und schluchzend sinkt sie über ihn hin, umfaßt ihn mit ihren Armen und schmiegt ihre Wange an seine Wange.

„Fritz, sag, wo bist Du so lange gewesen?“

„Drüben, jenseits des Wassers, Ella! Ich wollte nie wiederkehren, aber ich vernahm von dem großen Kriege und da hielt's mich nicht länger, bis ich mich dem Vaterlande zur Verfügung gestellt.“

„Und an mich hast Du nicht gedacht, Fritz?“

„O, nur zu viel, Ella.“

„Und es kam Dir nie der Gedanke, daß ich daheim säße und auf Dich wartete mit Qual und Sehnsucht?“

„Ella, sag', das hast Du gethan?“

„Du ahntest es nicht?“

„Wie hätt' ich wohl können?“

„Ja, Du hast Recht. Wie hättest Du wohl können. Sieh', als ich an jenem fürchterlichen Weihnachtsabend Deine Zeilen erhielt, da fiel ich in eine schwere Krankheit, die mich viele, viele Wochen im Banne hielt. Dann, als ich genas, fühlt' ich mich stark genug, auf Dich zu warten bis an mein Lebensende.“

„Hab' Dank, Ella, hab' Dank. - Doch sag', nun bist Du auf den Kriegsschauplatz gegangen, um mit Selbstaufopferung Werke der Liebe zu thun?“

„Mein Gott, was kann es für ein alterndes Mädchen Besseres

zu thun geben." Und sie lächelt ein wenig schelmisch vor sich hin, während er seinen gesunden Arm liebkosend um ihren Nacken legt.

Doch da werden sie auch schon getrennt. Schwester Ursula, welche der Scene mit stillem Lächeln zugeschaut hat, befiehlt das Bett in den Krankensaal zurückzutragen, damit die fernere Aufregung dem Genesenden nicht Schaden bringe.

„Auf Wiedersehn, Ella!“

„Auf Wiedersehn, Fritz! Morgen, zum ersten Feiertage, komm' ich Dich besuchen.“

Achtes Bild.

Die Orgelpfeifen.

Das achte und letzte Bild in dieser ebenso schönen wie wahrhaftigen Geschichte enthält durchaus nichts Bemerkenswerthes, was mir der Leser von vornherein zugeben wird, da sie sich ja nun endgültig „gekriegt“ haben. Und doch kann dasselbe beileibe nicht fehlen, denn in ihm steckt ja erst die eigentliche Pointe des Ganzen, das sind nämlich - die Orgelpfeifen.

Besagte Orgelpfeifen bestehen aus Nr. 1 Fritz, Nr. 2 Ella, Nr. 3 Emil, Nr. 4 Bruno u. s. w. bis Nr. 7.

Der Weihnachtsbaum brennt. Die Orgelpfeifen stehen aufgereiht und wünschen ihre Leistungen glänzen zu lassen, d. h. mit Ausnahme von Nr. 7. Diese Nummer liegt noch in der Wiege und kann bisher nur im Schreien Leistungen aufweisen, die dafür allerdings auch an das Unglaubliche grenzen. - Aber

nun sehn wir die andern alle: Nr. 1 hat ein schönes Gedicht gelernt und einen Uhrhalter gesägt, Nr. 2 hat ebenfalls ein Gedicht gelernt und ein Musikstück dazu. Nr. 3 hat dito ein Gedicht gelernt und dasselbige auf einen bunten Bogen geschrieben, Nr. 4 hat genau dasselbe gethan, allein ihre Gaben noch um einige Tintenflecke bereichert, Nr. 5 hat sich durch eine Fröbelsche Handarbeit hervorgethan, und Nr. 6 hat ein Gedicht gelernt, wovon sie aber nur die erste Hälfte im Gedächtnis behalten konnte, die sie nun unaufhörlich hersagt:

Du diebe, dute, eide Tist,

Da eide dein Debutag ist, Amen.

Nr. 7 liegt in seiner Wiege, strampelt mit den Beinchen und thut, als ob ihn die ganze Geschichte gar nichts angehe.

Im Hintergrunde aber stehen drei zerlumpte kleine Kerlchen mit je einem Bündel Hampelmänner in der Hand und starren ganz fassungslos die reichen Gaben an, welche die Frau des Hauses ihnen mit gütigem Lächeln darbietet. Denn Hampelmannjungen werden alljährlich am Christ-Abend von der Straße heraufgeholt, das ist nun einmal Gesetz in dem Hause des Professors, ohne sie würde die Bescherung nicht gefeiert werden können.

Abgedruckt in: Reichsfreund, 1. Jg., Nr. 16 (9. Dezember 1882), S. 125-126, 133-135, 141-143, 149-151; 1. Jg., Nr. 19 (30. Dezember 1882).

Die Rechtschreibung wurde weitestgehend wie im Original belassen; nur wo offenkundige Fehler vorlagen, wurden diese korrigiert. Die Zeichensetzung wurde vereinheitlicht.